

Patricia Schröder

FANA
+ TISCH

COPPENRATH

DU

Es gibt Dinge, die darf man nicht den falschen Leuten überlassen.

Du hast nun wirklich lange genug zugesehen und dich über das laute Getöse und das nur halbherzige Zündeln geärgert.

Du hast deine eigenen Leute, hast sie wochenlang begleitet und Informationen ausgetauscht. Immer wieder bist du alles bis ins kleinste Detail durchgegangen.

Es gibt keine Fußangeln mehr. Dein Plan ist perfekt.

Als hätte Gott dir seinen Segen erteilt.

Als müsse alles so sein.

Ja, du bist berufen, endlich ein Zeichen zu setzen und diese Ketzer mit ihren eigenen Mitteln zu strafen.

Heimlich, still und leise.

Und nach deinen Regeln.

»Wir stehen vor einem Rätsel«

Vermisste Mädchen schweigen

Nara M., Laura S., Lilli B., Amy W., Tugce B. und Corinne E., die nach der Zeugnisausgabe am 19. Juli nicht nach Hause gekommen waren und erst sechs bange Tage später wieder aufgetaucht sind, wollen offenbar keine Auskunft über die Gründe für ihr mysteriöses Verschwinden geben.

Nachdem die Polizei von ihrer anfänglichen Vermutung, dass es sich um einen Teenagerstreich handelte, abgerückt war, hatte es eine groß angelegte Suchaktion gegeben, die jedoch ergebnislos verlief (wir berichteten).

Wie Halil M., der Vater der 17-Jährigen Nara erklärte, stand seine Tochter am Dienstagabend gegen 22 Uhr 30 urplötzlich auf der hauseigenen Gartenterrasse. Kurz zuvor waren auch Amy, Tugce, Lilli, Corinne und Laura heimgekehrt.

Wie aus dem Nichts seien sie aufgetaucht – totenbleich, übermüdet und völlig apathisch, so die Familienangehörigen der Teenager. Sie trugen die gleiche Kleidung

(neuwertige dunkelblaue Jogginganzüge und schwarze Turnschuhe) und waren mit einem Desinfektionsspray behandelt worden. Alle sechs Mädchen wiesen Kopfverletzungen auf und eine tiefe, professionell versorgte Wunde in der rechten Hand.

Die Mädchen stammen aus verschiedenen Stadtteilen und unterschiedlichen sozialen Schichten und kannten einander vor ihrem Verschwinden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht.

Darüber, ob ihnen über die Verletzungen hinaus etwas angetan wurde, ob es sich um eine Entführung handelte und welche Absicht dahinterstecken könnte, lässt sich nur spekulieren, denn die Mädchen schweigen beharrlich.

Noch immer vermisst wird der 18-jährige Jamie G., ein Freund von Nara M., dessen Spur sich ebenfalls am 19. Juli verlor. Ob sein Verschwinden mit dem der sechs Mädchen in Zusammenhang steht, ist nach wie vor ungeklärt.

MITTWOCH, 19. JULI

»Was machst du denn für ein Gesicht?« Charlotte kniff mich übermütig in die Wange. »Und ziemlich blass um deine süße Nase bist du auch ...« Sie betrachtete mich forschend. »Zumindest für deine Verhältnisse.«

Wir hatten uns Seite an Seite auf eine der niedrigen Fensterbänke in der Pausenhalle gesetzt, die die Heizkörper vor den turnerischen Ambitionen der Unterstufler schützen sollten, und bereits eine Weile schweigend vor uns hin gestarrt. – Charlie mit einem geheimnisvollen, aber klar zu deutenden Lächeln um die Mundwinkel und ich mit einem dumpfen Druck in der Magengegend, der sich nach Mister Ibrahims überhastetem »Begräbnis« aufgebaut hatte und einfach nicht nachlassen wollte.

»Keine Ahnung«, murmelte ich kurz angebunden. »Hab nicht gut geschlafen.«

Das stimmte sogar. Und es galt nicht nur für die letzte Nacht, sondern bereits für etliche davor. Ein Wunder, dass Charlie erst jetzt auffiel, dass ich ziemlich derangiert aussah, aber heute, das war mein Plan, würde ich ihr endlich alles erzählen. Nicht in der Schule, sondern nachmittags irgendwo draußen, vielleicht bei einem Eis, in aller Ruhe.

»Es ist wegen Ibi, oder?«, fragte sie.

Ich senkte den Kopf, rieb mir über die Stirn und nickte.

Sinans verzweifertes Warten, seine rot geweinten Augen und die hilflosen Versuche meiner Eltern, ihn zuversichtlich zu stimmen, brachen mir jeden Tag aufs Neue das Herz. So weh es auch tat, aber

ich erlebte gerade am eigenen Leib, dass es leichter war, mit dem Tod eines geliebten Wesens umzugehen, als womöglich ewig diese schreckliche Ungewissheit zu ertragen. Ich war die Einzige, die Sinans Achterbahnfahrt zwischen Hoffen und Bangen hätte beenden können, und tatsächlich war ich mehr als einmal kurz davor gewesen, ihm Ibis Grab zu zeigen.

Natürlich hätten meine Eltern unverzüglich die Polizei eingeschaltet. Man hätte versucht, den Absender der SMSen herauszufinden, den Zettel, der in meiner Jackentasche steckte, aus Jamies Papierkorb gefischt und ihn – und womöglich sogar Ibis toten Körper – auf DNA- und Fingerspuren untersucht. Vielleicht hätte man sogar etwas gefunden. Eine Person identifiziert.

Aber was, wenn der Täter nicht gefasst, sondern noch immer unerkannt und unbehelligt in einem sicheren Versteck hockte und weitere Gräueltaten plante? Weil ich mich nicht an die Regeln gehalten hatte – und er mich so lange bestrafen musste, bis ich es kapiert hatte. OMG! Ein eiskalter Schauer raste mir bei diesen Gedanken über den Rücken.

War es möglich, dass diese Person wirklich so weit gehen würde? Dass sie nicht nur einem Hund, sondern auch einem Menschen etwas antat? Einfach so? Weil es ihr Genugtuung oder sogar Freude bereitete? Weil ich ihr etwas angetan hatte, ohne mir dessen bewusst zu sein? Oder handelte dieser Verrückte vollkommen willkürlich, und ich hatte einfach nur Pech gehabt, dass die Wahl auf mich gefallen war?

Das eine schien mir ebenso gut möglich wie das andere. Und je mehr ich mich in dieses kranke Gehirn hineinzusetzen versuchte, desto klarer wurde mir, dass ich keine Wahl hatte. Mir blieb gar nichts anderes übrig, als zu verhindern, dass die Polizei ins Spiel kam, und zu hoffen, dass Ibis Tod nicht tatsächlich erst der Anfang war.

»Er taucht schon wieder auf«, sagte Charlotte. »Glaub mir das. Okay?« Sie strich mir eine Locke hinters Ohr, fasste mich unters Kinn und zwang mich sanft, aber bestimmt, ihr in die Augen zu sehen. »Und heute Abend gehen wir tanzen. Nur wir zwei. Und wenn du noch so müde bist, es wird höchste Zeit, dass du mal wieder auf andere Gedanken kommst.«



Ich widersprach Charlotte nicht und machte auch nicht zur Bedingung, woanders hinzugehen als ins *Tikke-Dance*. Erstens hätte es keinen Sinn gehabt, weil meine Freundin in solchen Dingen nicht mit sich reden ließ und mir im Moment eh die Kraft fehlte, mich mit ihr anzulegen, und zweitens war es mir völlig egal.

Hätte man mir heute das Versprechen abgerungen, bis an mein Lebensende nur noch in diesen einen Club zu gehen, meinerwegen dreimal in der Woche, ich hätte sofort eingewilligt. Ich hätte auch noch ganz andere verrückte Dinge getan, mich vermutlich sogar auf eine Beziehung mit Jamie eingelassen, wenn man mir dafür in Aussicht gestellt hätte, dass dieser Wahnsinn mit den Drohnachrichten und der nagenden Angst vor dem, was womöglich noch alles passieren könnte, auf der Stelle ein Ende haben würde.

Verdammt noch mal, Nara, lass Jamie da raus!, befahl ich mir.

Er war mein bester Freund und stand mir in dieser Sache voll und ganz zur Seite, war also quasi ein Opfer wie ich selbst.

Eigentlich hätte ich ihn niemals in die Sache einbeziehen dürfen! Möglicherweise war das schon ein Fehler gewesen. Ein Fehler, der Ibis Tod zur Folge gehabt hatte.

Und dennoch: Ich fühlte mich absolut nicht in der Lage, all das allein durchzustehen. Es verging kaum ein Tag, an dem Jamie und ich uns nicht trafen, und kaum eine Stunde, in der ich nicht mit

ihm whatsappte oder telefonierte. Jamie war nicht nur über jede Einzelheit genauestens im Bilde, er kannte auch all meine Gedanken, Gefühle und Ängste. Er war mir so nah und vertraut wie lange nicht und vermittelte mir damit eine Art von Sicherheit, auf die ich nicht verzichten wollte. Ich konnte gar nicht anders, als ihn auf dem Laufenden zu halten und gleichzeitig zu beten, dass ich ihn damit nicht ebenfalls in Gefahr brachte.

»Wie spät ist es?«, fragte ich gähmend.

Charlotte zückte ihr Handy.

»Zwanzig vor«, antwortete sie und fing an, auf dem Display herumzuwischen. »Wenn du magst, stelle ich ihn dir heute vor.«

»Wen?«

»Na, wen wohl? ... den Schlächter von Lissabon.«

Ich musste sie ziemlich entsetzt angesehen haben, denn meine Freundin prustete los und kriegte sich gar nicht mehr ein vor Lachen.

»Wenigstens bist du jetzt richtig wach«, meinte sie gackernd, als ich sie eine dumme Kuh schimpfte und von der Fensterbank aufstand.

»Ich muss noch mal aufs Klo.«

»Okay, bis gleich!«, rief sie mir nach. »Wir treffen uns dann oben zur Zeugnisausgabe.«



Solange ich mich noch in der Pausenhalle befand, bemühte ich mich um einen normalen Schritt. Erst als ich in den Gang, der zu den Schülertoiletten führte, einbog, ging ich etwas schneller. Charlie sollte auf keinen Fall merken, wie sehr ich unter Strom stand, sonst würde sie mich gleich nur mit weiteren Fragen bombardieren.

Noch vier, vielleicht viereinhalb Minuten bis zum Gongschlag.

Die Zeit brauchte ich jetzt einfach für mich allein. Zum Verschnaufen, mich beruhigen und um mir eventuell etwas kaltes Wasser ins Gesicht zu schaufeln. Damit ich diese verflixte Anspannung loswurde und gleich hoffentlich wieder einigermaßen normal wirkte.

Ich drückte die Tür auf und stellte erleichtert fest, dass zumindest der Vorraum menschenleer war. Hastig lief ich bis zum hintersten Waschbecken und wollte gerade den Wasserhahn aufdrehen, als ich die kurze Vibration in der Gesäßtasche meiner Jeans registrierte.

Ich stieß ein leises Keuchen aus und verharrte einen Moment, dann zog ich mit zitternden Fingern mein Handy hervor.

Bitte, lass die Nachricht von Jamie sein!, flehte ich. Bitte! Bitte! Bitte!

Natürlich war sie es nicht.

Mein Herz fing an zu rasen, und ich war kurz davor, das Telefon gegen die weißen Kacheln zu schleudern oder in einer der Kloschüsseln zu versenken.

Aber ich riss mich zusammen und stürzte stattdessen auf die gegenüberliegende Tür zu, die auf den Schulhof hinausführte.

Ich schlüpfte hindurch und entfernte mich möglichst weit von einer Gruppe aus der Mittelstufe, die vor den Kloeingängen herumlungerte, ließ mich mit dem Rücken gegen die Wand sinken und las die Nachricht noch einmal.

13:00 Herforth Allee 126 Hinterhof

Es war nicht besonders viel Grips erforderlich, um zu kapieren, was damit gemeint war.

Ich sollte – heute! Mittag – dorthin kommen. Wenn ich es nicht tat, würde – keine Ahnung was – passieren. Vielleicht war dann der Nächstschwächste aus meiner Familie dran.

Sinan.

Das durfte nicht sein!

Ganz egal, was dieser Irre mit mir vorhatte, aber Sinan musste ich unter allen Umständen beschützen. Ich würde es mir niemals verzeihen, wenn man ihm meinetwegen etwas antat. Ganz im Ernst: Lieber starb ich.

So weit hatte er mich also bereits!

»Okay«, murmelte ich. »Okay. Herforther Allee sechszwanzig ... Falsch, hundertsechszwanzig. Hinterhof.«

Ich rief Google-Maps auf und gab die Adresse ein. Die Bezeichnung Allee täuschte, da war ich mir sicher. Es musste irgendwo in einem der heruntergekommen Viertel westlich des Hauptbahnhofs sein. Bequem mit der U-Bahn zu erreichen und von jemandem wie mir normalerweise gemieden wie die Pest.

Willkommen Vorurteil, schoss es mir durch den Kopf. Dabei war es eigentlich mehr ein Klischee. Eines, das zutraf, wie mir mein Handydisplay inzwischen zeigte.

Ich wollte da nicht hin.

Noch ehe ich mich bewusst dazu entschloss, fanden meine Finger Jamies Nummer.

Er meldete sich quasi sofort. »Nara? Alles in Ordnung?«

»Nein.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe wieder eine Nachricht bekommen.«

»Und?«

»Er will mich treffen.«

»Was?« Jamie keuchte. »Moment ... Sag mir bitte erst mal, was genau er dir geschrieben hat.«

»Dreizehn Uhr ... Herforther Allee hundertsechszwanzig ... Hinterhof.«

So wie ich das aufzählte, klang es erstaunlich nüchtern. Und

Jamies Reaktion darauf war genauso klar, wie es meine im umgekehrten Fall wahrscheinlich auch gewesen wäre.

»Da fährst du nicht hin!«

»Vergiss es.«

»Du bist ja verrückt!«, entfuhr es ihm. »Hast du eine Ahnung, was die mit dir machen?«

»Ach so. Jetzt sind es also schon mehrere?«

»Woher soll ich das denn wissen?«, gab er aufgebracht zurück.

»Deinen Zynismus kannst du dir übrigens gerne sparen.«

»Tut mir leid«, sagte ich zerknirscht.

Er hatte ja recht. Und dennoch: So zu reden, half mir, nicht gleich und auf der Stelle komplett durchzudrehen. Dann nämlich würde ich heute Mittag garantiert nicht mehr in der Lage sein, überhaupt einen Fuß in die U-Bahn zu setzen.

»Jamie, keine Ahnung«, versuchte ich ihn – und mich! – zu beruhigen. »Was sollen er, sie oder sie schon groß mit mir anstellen? Ein bisschen verprügeln vielleicht! Oder mir ihre bescheuerten göttlichen Regeln auf die Stirn tätowieren!«

»Nara, das ist nicht witzig.«

Nein, das war es nicht.

»Ich muss da hin«, bekräftigte ich. »Mir bleibt gar nichts anderes übrig.«

»Okay.« Jamie atmete geräuschvoll ein. »Dann fahre ich eben mit.«

Ich widersprach vehement, aber er ließ es nicht gelten.

»In dieser Nachricht steht nichts davon, dass du allein kommen sollst.«

»Es steht nicht mal drin, dass ich überhaupt kommen soll«, entgegnete ich. »Trotzdem ist ja wohl klar, was gemeint ist.«

»Nee, das ist es nicht!«

Aha?

»Es könnte auch bedeuten, dass dort irgendwas passiert, das nicht direkt mit dir zu tun hat«, führte Jamie seine Behauptung aus.

»An dem ich dann aber doch irgendwie schuld bin, oder wie?«

Darauf sagte er eine Weile nichts mehr.

Ich hob den Blick und registrierte einen leer gefegten Schulhof. Die dritte Stunde musste also längst begonnen haben, nur ich hatte den Gong nicht wahrgenommen.

Ich und noch jemand anderer.

Zuerst dachte ich, mein überreiztes Gehirn spielte mir einen Streich, aber dann war ich mir sicher: Tobias Herrmann lief vor der Treppe zur Sporthalle auf und ab und telefonierte ebenfalls. Zumindest hielt er sich ein Handy ans Ohr.

Ich starrte ihn an und fragte mich, was er da tat – außer telefonieren natürlich –, während ich Jamies Atem lauschte.

Dann sah auch er zu mir herüber und unsere Blicke trafen sich.

Er nahm das Handy herunter, und ich dachte schon, jetzt kommt er und spricht dich an. Wieder einmal in einem unpassenden Moment!

Aber er tat es nicht, sondern sah sofort wieder weg und verschwand mit eiligen Schritten vom Gelände. So als hätte ich ihn bei irgendetwas ertappt!

»Hör zu, Nara«, sagte Jamie. »Es ist mir egal, was du denkst, willst oder nicht willst. Ich werde auf jeden Fall um ein Uhr dort sein.«



Ich entschuldigte mich bei Frau Renner für mein Zuspätkommen mit der Begründung, dass ich mir offenbar den Magen verdorben hätte und deswegen ein paar Minuten länger auf der Toilette habe verbringen müssen. Das passte zu meinem miserablen Aussehen und gab mir zudem die Möglichkeit, mich gedanklich in mein

Inneres zurückzuziehen, ohne dass Charlotte mich mit weiteren Fragen nervte.

Erst als ich ihr eröffnete, dass es wohl besser sei, den gemeinsamen Tanzabend zu verschieben, muckte sie auf.

»Das mit dem verdorbenen Magen kannst du Frau Renner erzählen, mir allerdings nicht.«

»Müdigkeit ist aber auch keine gute Voraussetzung, um sich ins Nachtleben zu stürzen«, argumentierte ich.

»Keine Ausrede, Süße!«, erwiderte Charlie und drohte mir mit dem Zeigefinger. »Wir schwofen so lange, bis du umfällst. Dann nehme ich dich mit zu mir und du schläfst dich endlich mal richtig aus.«

Ich zog die Augenbrauen hoch.

»Du willst dich also gar nicht vergnügen?«

»Nein«, bestätigte Charlotte. »Ich betrachte es als Therapie.« Sie knuffte mich grinsend in die Seite. »Und zwar ausschließlich.«

Nachdem wir uns noch kurz über unsere Zeugnisse ausgetauscht und Charlie sich über Herrn Kubicks ungerechte Punktevergabe in Bio aufgeregt hatte, verabredeten wir uns für 21 Uhr bei mir zu Hause.

»Vielleicht bin ich dann aber auch noch bei Jamie«, erwiderte ich. »Und wenn ich bei ihm auf dem Sofa einpenne ...«

Meine Freundin schob die Unterlippe vor und schüttelte den Kopf.

»Ich sagte: keine Ausrede.« Sie legte mir kurz ihren Arm um die Taille und tippte anschließend auf das Handy in meiner Gesäßtasche. »Ich ruf dich eine Stunde vor unserem Treffen an. Und merk dir eins: Kneifen gilt nicht.«



Ich fuhr nicht zu Jamie und ich rief ihn auch nicht mehr an.

Sinan schickte ich eine Nachricht, dass ich noch mit ein paar Stufenkameraden abhängen würde und erst nachmittags heimkäme.

Vielleicht übernachtete ich aber auch bei Charlotte. Sagst du bitte Mam und Pa Bescheid? :*

Mach ich!, kam es fünf Minuten später von ihm zurück. Und lass mal die Küsserei sein! Emojis sind sowieso uncool!!!

Schon klar, Brüderchen, dachte ich mit einem leisen Seufzer.

An irgendjemandem musste mein Bruder seinen Frust ja auslassen. Und dafür hielt ich gerade wirklich gerne her.

Ich verkniff es mir, ihm noch ein **hdl** hinterherzuschicken, umklammerte das Handy und machte mich auf den Weg zur U-Bahn-Station.

Mittlerweile war es zehn vor zwölf. Mir blieb also noch etwas Zeit, um mich auf alle möglichen Eventualitäten einzustellen.

Zumindest um Sinan brauchte ich mir keine Sorgen zu machen. Der war zu Hause und würde sich wohl kaum innerhalb einer Stunde in die Herforder Allee locken lassen. Das hoffte ich zumindest.

Und wenn doch?, pochte es in meinem Schädel.

Mit fliegenden Fingern holte ich unsere Festnetznummer aus dem Speicher. Während ich den Blick auf das Handydisplay gerichtet hatte, stieß ich fast mit einem Mann in Pas Alter zusammen, der mich wütend ansah und irgendwas von *Smombie* grummelte.

»'tschuldigung«, sagte ich und hob das Handy ans Ohr.

Es dauerte ewig, bis mein Bruder sich meldete.

Erleichtert atmete ich auf.

»Ein Glück, du bist zu Hause!«

»Wo soll ich denn sonst sein?«, erwiderte Sinan.

»Keine Ahnung. Noch in der Schule zum Beispiel.«

»Wir hatten schon nach der zweiten Schluss.«

»Und?«, fragte ich. »Was hast du heute noch so vor? An deinem ersten Sommerferientag?«

»Willst du gar nicht wissen, wie mein Zeugnis ausgefallen ist?«, gab er zurück.

»Eine Fünf in Mathe und eine in ...«

»Eine Drei in Deutsch und eine Zwei in Erdkunde, Reli und Sport«, fuhr Sinan dazwischen.

»Sehr gut!«, lobte ich. »Ich schau's mir nachher an, okay?«

»Okay.«

»Und du bleibst bitte zu Hause«, schärfte ich ihm ein.

»Keine Sorge, ich vergess schon nicht, Mam zu sagen, dass du später kommst.«

»Und vielleicht bei Charlotte übernacht.«

Sinan stöhnte. »Deswegen hättest du aber nicht extra noch mal anrufen müssen.«

»Hab ich ja auch nicht.«

»Sondern?«

»Ich wollte sicher sein, dass du daheim bist und es auch bleibst«, wiederholte ich, obwohl ich mir inzwischen reichlich bescheuert vorkam. Jedenfalls wunderte es mich nicht, dass mein Bruder allmählich misstrauisch wurde.

»Und wieso?«

»Tu's einfach.«

»Ja doch!«, knurrte er.

»Egal, was passiert«, bläute ich ihm ein. »Hörst du?«

»Hä? Was soll denn passieren?«

»Erklär ich dir später.«

Etwas Intelligenteres fiel mir leider nicht ein.

»Ist es wegen Ibi?«

OMG!

»Nicht direkt«, erwiderte ich.

»Wie denn dann?«, bohrte Sinan nach.

»Das ist jetzt zu kompliziert«, redete ich mich heraus. »Aber du musst mir bitte trotzdem versprechen, dass du zu Hause bleibst, bis ich mich wieder bei dir melde. Und wenn dir irgendjemand 'ne Million anbietet.«

»Du bist ja nicht ganz dicht!«, blaffte Sinan.

»Stimmt«, sagte ich und dann kam mir die rettende Idee. »Ich hab mich auf eine ziemlich beknackte Wette eingelassen. Also, tu mir den Gefallen, ja?«, setzte ich in möglichst munterem Tonfall hinzu.

»Weil dir sonst was passiert?«, wollte mein Bruder wissen.

»Etwas extrem Peinliches«, versicherte ich ihm. »Aber das ...«

»Weiß schon.« Ich konnte quasi sehen, wie Sinan die Augen verdrehte. »Erzählst du mir später.«

»Ja, weil ich jetzt nämlich aufhören muss«, beeilte ich mich zu sagen. »Tschüssi! Mach's gut und grüß Mam!«

Dann kappte ich die Verbindung und stieg mit klopfendem Herzen die Treppe zur U-Bahn-Station hinunter.



Je weiter die Zeit vorrückte und je näher ich dem Westviertel kam, desto weniger war ich in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, geschweige denn, irgendwelche A- oder B-Pläne zu schmieden.

Vielleicht ist in diesem Hinterhof ja gar nichts, versuchte ich mir einzureden. Vielleicht wollen er, sie oder sie mich einfach nur in Panik versetzen.

Als ich am Hauptbahnhof den Schienennetzplan studierte und danach den Bahnsteig wechselte, um in die U3 zu steigen, hatte ich einen Moment lang sogar das Gefühl, dass mir jemand folgte. Das konnte natürlich Einbildung beziehungsweise meinem überreiz-

ten Gemüt zuzuschreiben sein – schließlich lag es in der Natur der Sache, dass an Bahnhöfen Menschen in dieselbe Richtung liefen –, aber tief in meinem Inneren war ich fest davon überzeugt, dass ich gerade jetzt hellwach und besonders aufmerksam war und dass ich tatsächlich etwas wahrgenommen hatte, das mir zugleich bekannt wie auch bedrohlich erschien.

Ich wagte es allerdings nicht, mich umzusehen, weil ich mir keine Blöße geben wollte. Wenn der Löwe mich auf der Fahrt in seine Höhle tatsächlich beobachtete, sollte er sich auf keinen Fall an meiner Angst weiden können. Ich wollte mutig wirken. Kühl und stolz. Und überlegen. Auch wenn ich in Wirklichkeit alles andere war als das.



Auf den letzten Metern, nachdem ich an der Haltestelle Gäbelerstraße die U-Bahn-Station verlassen und mich anhand der Standorttafel orientiert hatte, in welche Richtung ich gehen musste, hielt mich nur noch der Gedanke an Jamie aufrecht. Inzwischen war ich froh, dass er nicht nachgegeben hatte und ebenfalls in die Herforth Allee kommen würde. Mit ein bisschen Glück war er vielleicht sogar schon vor mir da.

Ich warf einen Blick auf die Zeitanzeige meines Handys, das ich die ganze Zeit über fest umklammert hielt, weil mir dies die trügerische Sicherheit gab, notfalls in letzter Sekunde den Notruf aktivieren zu können.

Es war 12:51 Uhr.

Im Moment befand ich mich auf der – beruhigenderweise recht lebhaft befahrenen – Gäbelerstraße, aber ich hatte ja auch noch neun Minuten.

Wenn ich mich nicht verguckt hatte, musste ich gleich eine kur-

ze Stichstraße überqueren, die nächste wäre dann bereits die Herforther Allee.

Mit jedem Schritt schlug mein Herz ein bisschen schneller. Gleichzeitig versteifte sich mein Oberkörper, sodass mein Atem nur noch stockend ging und ich schon bald das Gefühl hatte, keine Luft mehr zu bekommen. Als ich schließlich in die Herforther Allee abgebogen und ein Stück den brüchigen Bürgersteig hinuntergelaufen war, war mir einfach nur noch schlecht vor Angst.

Ich hielt mich möglichst nah am Rinnstein, weil mir die von Abgasen und Stadtschmutz graubraun verfärbten Häuserfassaden mit ihren kaputten, zum Teil notdürftig mit Pappe ausgebesserten Fenstern und den verdreckten Eingängen nicht geheuer waren, und stolperte über die Ecke einer Gehwegplatte, die von der Wurzel eines kümmerlichen Ahorns nach oben gedrückt worden war.

Ja, es gab hier tatsächlich Bäume, die rechts und links die Straße säumten. Umgeben von einem Kranz aus verwelkten Gräsern ragten sie aus trockenem Boden voller Hundekot und platt getretenen Trinkpacks hervor.

Insgesamt war auf dieser *Allee* viel weniger los als auf der Gäbelerstraße, und die paar Autos, Mopeds und Fahrräder, die an mir vorbeifuhren, schienen alle aus dem vorigen Jahrhundert, vom Sperrmüll oder einem Schrottplatz zu stammen.

Jemand brüllte etwas aus einem der Fenster. Dem Gebrüll folgte eine Bierflasche, die nur wenige Schritte vor mir landete und unter ein parkendes Auto rollte. Auf der gegenüberliegenden Seite jagten ein paar Kinder einer struppigen Katze hinterher.

Ich musste sofort an Ibi denken – und daran, dass es hier garantiert eine Menge Jugendliche gab, die es fertigbrachten, einen Hund zu quälen und vielleicht sogar zu töten.

Die Katze konnte sich zum Glück hinter einen Bretterverschlag flüchten. Dennoch zog sich mir der Magen zusammen, und ich

spürte, wie mir trotz der sengenden Mittagshitze eine Gänsehaut über die Schultern rieselte.

Dies war eine richtige Scheißgegend. Ganz ehrlich, ich musste verrückt sein, dass ich mich mutterseelenallein hier herumtrieb.

Ich sollte umdrehen.

Der Angst den Stinkefinger zeigen.

Und zur Polizei gehen.

Als in diesem Moment ein Mann in fleckigem weißem T-Shirt und grauer Jogginghose aus einem der Hauseingänge trat, mit der Zunge schnalzte und sich das Geschlecht rieb, war ich tatsächlich drauf und dran, das Weite zu suchen.

Aber dann bemerkte ich Jamie.

Er kam circa fünfzig Meter von mir entfernt aus einer Seitenstraße, blieb an der Ecke stehen und fixierte kurz das Haus gegenüber, bevor sein Blick den Bürgersteig entlang- und schließlich zu mir glitt.

»Jamie«, krächzte ich und beschleunigte meinen Schritt.

Noch nie in meinem Leben war ich so froh gewesen, ihn zu sehen.

»Jamie«, sagte ich noch einmal, als ich endlich vor ihm stand.

Dann warf ich mich in seine Arme.

»Hey«, murmelte er an meinem Ohr.

Jamie drückte mich an sich und küsste mich in die Halsbeuge, was eigentlich nicht okay war, sich aber trotzdem irgendwie gut anfühlte.

»Ich wusste doch, dass es unvernünftig wäre, wenn du die Sache allein angehst.«

»Ja«, gab ich zu. »Es ist eine Schnapsidee gewesen. Wie viel Zeit haben wir noch?«

»Zwei Minuten.« Er löste sich von mir und deutete auf die andere Straßenseite. »Da drüben das Haus hat die Nummer 63.«

»Wir sollten uns also ein bisschen beeilen.«

»Ja, das sollten wir.« Er nickte mir zu. »Du gehst vor. Ich folge dir mit etwas Abstand.«

Ich wollte widersprechen, aber Jamie ließ mich nicht zu Wort kommen.

»Auch wenn nichts davon in der Nachricht steht, halte ich es für besser, sie denken, du wärst allein«, argumentierte er.

»Hast recht«, sagte ich und lief los.

Die Zeit, um das Für und Wider irgendwelcher Strategien zu diskutieren, hatten wir sowieso nicht. Und daher spielte es auch keine Rolle, ob ich gleich einem oder mehreren in diesem Hinterhof gegenüberstand. Ich musste da jetzt durch. Und Jamie hinter mir zu wissen, fühlte sich fast so an, als würde ich eine kugelsichere Weste tragen.

Die Herforther Allee beschrieb nun eine Kurve.

Auf der ungeraden Seite war nach der Nummer 87 plötzlich Schluss. Das fünfstöckige Haus mit den winzigen Fenstern und der Eingangstür, die offenbar so verbogen war, dass sie nicht mehr schloss, stand wie abgebrochen da. Was folgte, war schätzungsweise ein halber Quadratkilometer Brachland, auf dem es mehr Abfall zu geben schien als Unkraut.

Auf meiner und Jamies Seite trug das letzte Haus die Nummer 118. Danach kam eine ziemlich lange Mauer ohne Durchgang. Hinter ihr ragten Abbruchhäuser auf.

Scheiße! Wo waren wir hier bloß gelandet?

Mitten auf der Straße kickte ein kleiner Junge, der nichts weiter als eine dreckige Unterhose trug, einen zerschlissenen Plastikball mit aufgedruckten Disney-Figuren vor sich her. Er lief in entgegengesetzter Richtung an mir vorbei und steuerte auf das Brachland zu.

Ich verharrte in meiner Bewegung und nutzte die Gelegenheit,

ihm nachzuschauen und mich gleichzeitig mit einem unauffälligen Blick über die Schulter zu vergewissern, dass Jamie noch immer hinter mir war.

War er!

Ich atmete auf und ging langsam weiter, bis ich kurz vor dem Ende der Mauer ein graues, völlig verschrammeltes Stahltor erreichte.

Die 126 war einfach mit schwarzer Farbe aufgesprüht. Die einzelnen Ziffern hatten die Dimension einer Armlänge und wären auch dann nicht zu übersehen gewesen, wenn ich nicht darauf geachtet hätte.

Ich blieb stehen und starrte unschlüssig auf den Knauf.

Mein Herz raste, und meine Beine waren so puddingweich, dass ich mich wunderte, wieso ich nicht längst zusammengeklappt war.

Verdammt, ich konnte auch jetzt noch immer die Polizei alarmieren!

Oder Sinan eine weitere Nachricht schicken und mich davon überzeugen, dass meine Familie in Ordnung war – und mich vergewissern, dass es auch Charlie gut ging und niemand, der mir lieb und teuer war, in dieser Minute etwas zu befürchten hatte ...

Ja toll, Nara! Und dann?

Sobald hier Uniformierte auftauchten, wäre dieser wer auch immer doch sofort über alle Berge. Und ich könnte nichts weiter tun, als auf die nächste Nachricht zu warten.

Ich sah Jamie an, der inzwischen auf ein paar Schrittlängen herangekommen war und fragend eine Augenbraue hob.

Ich sterbe vor Angst, siehst du das denn nicht!

»Na, komm schon«, raunte er und legte seine warme Hand in meinen Nacken. »Wir bereiten dem Ganzen jetzt ein Ende. Okay?«

Ich schluckte.

Und nickte.

»Okay.«

Mit zitternden Fingern umfasste ich den Knauf.

Meine Hoffnung, dass er sich gar nicht drehen ließ, dass dies alles hier einfach nur Panikmache war, zerrann, als das Tor kurz darauf unter leisem, durchdringendem Quietschen aufsprang.

Mein Blick fiel auf ausgetretenen, total vertrockneten und nur spärlich mit ein paar vergilbten Grasbüscheln bewachsenen Boden.

Jamies Hand schob sich an mir vorbei und drückte das Tor weiter auf.

»Was siehst du?«, raunte er.

»Eine Mauer.«

Nämlich rechts von uns. Gegenüber, auf der linken Seite, befand sich ein weiteres Tor, das zu einem flachen, fensterlosen Gebäude gehörte. Davor stand ein Müllcontainer. Außerdem lagen ein paar leere Kartons herum.

»Sie ist etwas niedriger als die zur Straße hin.«

»Kannst du drübergucken?«, fragte Jamie.

Ich hob mich kurz auf die Zehenspitzen und schüttelte den Kopf.

»Aber du vielleicht.«

»Und sonst?«

»Na ja, ein normaler Hinterhof ist das hier nicht«, sagte ich.

»Keine Wohnungen?«

»Nein ... nur Garagen oder so ...

Alles ziemlich heruntergekommen.«

Ich ging langsam weiter, zwischen der Mauer auf der einen und dem Flachbau auf der anderen Seite entlang auf eine Art Stellplatz zu, der komplett mit Brennesseln, Unkraut und struppigem Gras überwuchert war. Insgesamt gab es drei Garagentore. Alle geschlossen.

»Ich glaube, hier war schon ewig keiner mehr«, sagte ich und drehte mich zu Jamie um.

Er war nicht mehr da!
Panik schoss in mir hoch.
Mein Blick flog zum Stahltor.
Das musste er geschlossen haben. Zumindest war es jetzt zu.
Einfach abgehauen würde er ja wohl nicht sein!
»Jamie?«, rief ich. Viel zu laut und mit flatternder Stimme.
Dann bemerkte ich den schmalen Gang, der neben dem Müll-
container in den Flachbau führte.
Ich huschte darauf zu und warf einen Blick hinein.
Im ersten Moment sah ich gar nichts, dafür war es zu dunkel da-
rin. Alles, was ich wahrnahm, war ein ekliger, süßlich-fauliger Ge-
ruch. Ich hielt mir die Hand vor Nase und Mund, reckte den Kopf
noch ein Stück weiter vor und kniff die Augen zusammen, um das
Tageslicht auszublenden.
Tatsächlich erkannte ich jetzt etwas mehr.
Die Kontur einer Metalltonne, eine Pfütze von was auch immer,
ein winziger Schatten, der über den Boden huschte – und einen
einsamen Sneaker mitten im Gang.
»Jamie?«, flüsterte ich. »Bist du h...?«
Ein dumpfer, brüllender Schmerz brachte meinen Schädel zum
Bersten.
Ich spürte noch, wie ich fiel.
Und dann war da nichts mehr.

ER

Hinterher,

als er gefesselt auf dem Bett lag,

wurde ihm klar,

dass er das Ganze vollkommen anders hätte angehen müssen.

1. TAG

**HUNGERNDE
SPEISEN**

Als ich zu mir kam, war mein erster Gedanke: Jetzt bist du tot!

Ich hatte die Augen geöffnet, aber da war nichts als tiefschwarze Finsternis – und das Bild von Jamies einsamem Sneaker, das in unregelmäßigem Rhythmus vor mir aufflackerte.

Jamie!

Ich wollte nach ihm rufen, doch heraus kam nur ein unverständlicher Laut. Meine Lippen klebten aufeinander, und meine Zunge fühlte sich so dick und pelzig an, dass ich kaum schlucken konnte.

Ein dumpfer, pochender Schmerz zog sich von meinem Hinterkopf bis in die Schultern hinab.

Ich trug weder Schuhe noch Jeans und T-Shirt. Nur mit Slip und Bustier bekleidet, lag ich seltsam verdreht auf dem Bauch. Der kratzige Boden unter mir drückte hart gegen meinen steifen Körper. Außerdem hatte man mir die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. Stramme scharfkantige Fesseln schnitten mir in die Haut.

Panik sprang mich an wie ein wildes Tier, das sich in meinem Nacken festkrallte, meine Kehle umklammerte und mir die Luft abschnürte. Eine beißende Übelkeit presste meine Magenwände zusammen und füllte meine Mundhöhle. Ich keuchte und röchelte und würgte schließlich ein paar saure Brocken hervor, die ich sofort wieder hinunterschluckte.

Jamie! – Wo war er? Was hatten sie mit ihm gemacht?

WO WAR ICH?

Ich hob den Kopf an und augenblicklich schoss der Schmerz bis in meine Hüfte hinunter.

Stöhnend ließ ich mich wieder auf meine kratzige Unterlage sinken und bewegte meine Augen nun langsam mal in diese, mal in jene Richtung, ohne dass sich irgendetwas änderte.

Was mich umgab, war undurchdringliche, konturlose Dunkelheit.

Die absolute Abwesenheit von Licht.

Und Kälte, die mir über die Haut jagte und fast genauso schlimm war wie der Schmerz in meinem Kopf und an meinen Handgelenken.

Obwohl mein Rachen sich völlig ausgetrocknet anfühlte, schaffte ich es, ein wenig Spucke in meinem Mund zu sammeln. Dann versuchte ich es noch einmal.

»Jamie?«

Heraus kam kaum mehr als ein heiseres Krächzen.

»Jamie!«

Zitternd lauschte ich in die Dunkelheit.

Wenn da noch jemand war – müsste ich ihn dann nicht hören?

Aber da war nichts.

Kein Atmen.

Kein Stöhnen.

Keine Antwort.

Er ist nicht da, Nara. Du bist allein.

Mit dieser Erkenntnis überrollte mich die Verzweiflung.

An alle hatte ich gedacht.

An Sinan. Meine Eltern. Charlotte.

Nur an Jamie nicht.

Warum hatte ich ihm von dieser letzten Nachricht erzählt? Warum hatte ich ihn überhaupt in diese ganze elende Geschichte reingezogen? Und wieso, um alles in der Welt, war ich nicht zur Polizei gegangen?

Das weißt du doch!

Du hattest gute Gründe!

Und du standest damit nicht allein. Im Gegenteil, Jamie selbst war es, der dir davon abgeraten hat!

Trotzdem habe ich ihn in Gefahr gebracht. Aus egoistischen Motiven! – Und damit womöglich wieder neue Schuld auf mich geladen.

Um nicht laut aufzuschluchzen, biss ich mir in die Unterlippe.

Beruhige dich, Nara! Du musst dich beruhigen!

Denn neben all der Verzweiflung, der Angst und Ungewissheit gab es auch etwas, das besser war, als es zunächst erschien: Ich war am Leben.

Man hatte nur meine Handgelenke gefesselt, nicht jedoch meine Füße.

Meine Beine waren eiskalt, sie fühlten sich steif an, aber ich konnte sie bewegen. Und der Schmerz in meinem Kopf, in meinen Schultern und meinem Körper würde mich nicht umbringen.

Mit letzter Kraft zog ich die Knie unter meinen Bauch. Ich biss die Zähne zusammen und drehte mich ganz auf die Seite. Dann drückte ich den Ellenbogen gegen den kratzigen Boden und kämpfte mich entschlossen in den Sitz.



Keine Ahnung, wie lange ich so dagesessen hatte.

Völlig erschöpft.

Vielleicht fünf Minuten, vielleicht eine ganze Stunde. Ich wusste ja nicht mal, wie lange ich bewusstlos gewesen war. Mein Zeitgefühl war komplett weg, in dieser absoluten Dunkelheit fehlte mir jegliche Orientierung.

Noch immer beschäftigte mich vor allem, was mit Jamie passiert war – und ob er mir irgendwie helfen könnte.

Oder ich ihm!

»Das ist lächerlich!«, krächzte ich.

Mit mir selbst zu reden, die Worte auszusprechen und hören zu

können, war besser, als sie nur zu denken. So fühlte ich mich weniger hilflos und allein.

Dann fiel mir ein, dass mich vielleicht jemand belauschte.

Weil irgendwo eine Wanze war.

Oder ein Loch in der Wand.

Normalerweise gewöhnen die Augen sich mit der Zeit an die Dunkelheit und irgendwann schälen sich Konturen heraus. – Hier nicht! Ganz egal, wohin ich meinen Blick richtete, es blieb hartnäckig schwarz um mich herum.

»Es gibt kein Loch«, murmelte ich.

Zumindest keines, durch das auch nur der Hauch eines Lichts hereinfliege.

Erneut flammte Panik in mir auf und fraß sich wie eine Feuerwalze in jede meiner Zellen.

Wer hatte mich hier eingesperrt? Warum hatte er es getan? Und was, zur Hölle, hatte er mit mir vor?

Ruhe bewahren, Nara. All das wirst du versuchen herauszufinden. Auch wo Jamie abgeblieben ist. Aber das kannst du nur, wenn du einen kühlen Kopf behältst.

Okay, ich hatte eine Scheißangst, aber es half weder Jamie noch mir, wenn ich mich davon zermürben ließ.

Und wenn du sitzen bleibst, erfrierst du. Früher oder später.

Trotz meiner zusammengebundenen Hände, des mörderischen Brennens, das die Fesseln verursachten, des Schmerzes und der Steifheit in meinen Gliedern, ich musste – MUSSTE! MUSSTE! – aufstehen. Und zwar jetzt!

Die Befürchtung, es vielleicht nicht hinzubekommen, drängte ich energisch beiseite und konzentrierte mich mit aller Macht auf meine Fußsohlen, unter denen es sich genauso rau und kratzig anfühlte wie unter meinem Hintern.

Ich kniff die Augen zusammen und stöhnte.

Leise, damit man mich auf keinen Fall hörte.

Vielleicht wäre es gut, wenn man dachte, ich sei tot.

Vielleicht würde dann jemand kommen ...

STOPP!

Ich wollte doch gar nicht, dass jemand kam. Jedenfalls nicht, solange ich nicht aufrecht stand und wenigstens das Gefühl hatte, mich irgendwie wehren oder vielleicht sogar weglaufen zu können.

Und so richtete ich meine Aufmerksamkeit wieder auf meine Füße und auf das, worauf ich saß.

Es war nicht nur rau und kratzig, sondern auch relativ warm.

Vorsichtig streckte ich mein Bein aus, und noch ehe ich das Knie ganz durchgedrückt hatte, rutschte meine Ferse über eine flache Kante. Dahinter war der Boden kühl und glatt. Kein Zweifel: Ich saß auf einer Decke!

Eine Decke, die nicht besonders gut roch, so wie dieser ganze Raum nicht. Aber das war mir egal. Meinetwegen konnte sie jemand aus dem Klo gefischt haben, jetzt zumindest war sie trocken und würde mich vor der Kälte schützen.

Ich schob also auch den anderen Fuß über die Kante und stemmte meine beiden Hacken fest auf den Boden. Mit zusammengebissenen Zähnen ruckelte ich meinen Hintern Zentimeter für Zentimeter vor, bis ich vollständig auf dem glatten Boden saß.

Unter gepresstem Stöhnen bekam ich es tatsächlich hin, mich aus dem Sitz auf die Knie hochzuarbeiten. Danach war ich schweißüberströmt, fror aber auch nicht mehr. Außerdem fühlte ich mich weniger steif, nur das dumpfe Pochen in meinem Kopf war wieder stärker geworden und pulsierte nun ebenso heftig wie der Schmerz in meinen Handgelenken.

Nicht aufgeben, Nara. Weitermachen!

Ich hob mich in die Senkrechte, was sich für einen Augenblick erleichternd anfühlte, doch leider waren meine Beine so zittrig,

dass ich mich nach wenigen Sekunden wieder auf die Fersen runterlassen musste.

Ich verschnaufte einen Moment und versuchte stattdessen, meine Fesseln zu lockern. – Vergeblich!

Vermutlich war es ein Kabelbinder aus Plastik oder Metall, der keinen Millimeter nachgab, denn je mehr ich meine Arme hin und her drehte und die Handballen gegeneinanderrieb, desto unerbittlicher wurde das Brennen in meiner Haut, bis ich es kaum noch aushielt und mir die Tränen in die Augen schossen.

Leise wimmernd gab ich auf und sank wie ein Häufchen Elend in mich zusammen.

Jamie, wo bist du?

Warum hilfst du mir nicht?

»Vielleicht tut er das ja«, murmelte ich.

Womöglich hatte er sich befreien können und war längst unterwegs, um meine Eltern oder die Polizei zu alarmieren.

Und vielleicht war hier auch niemand, der mich beobachtete und weiß der Teufel was mit mir vorhatte. Weil das Ganze nämlich bloß ein idiotischer Dumme-Jungenstreich war.

So etwas wie eine ultrabeschissene Scheißmutprobe!

Das nützt dir nur leider gerade gar nichts!

Umso trotziger klammerte ich mich an diesen Gedanken. Und begann gleichzeitig, mir gut zuzureden, nicht durchzudrehen, weil meine Unterschenkel allmählich taub wurden.

Mit meinen Fingern war es nicht anders, aber die fingen zum Glück sofort an zu kribbeln, nachdem ich sie einige Male vorsichtig abwechselnd zu Fäusten geballt und auseinandergespreizt hatte.

So, und jetzt die Decke aufheben!

Okay. Okay. Okay.

Ich spannte die Muskeln meiner Oberschenkel an, damit ich nicht unkontrolliert zur Seite fiel, hob vorsichtig den Hintern und

beugte mich langsam nach vorn, bis ich mit der Nase an den Boden stieß. Dann bewegte ich meinen Kopf weiter in die Richtung, in der ich die Decke vermutete, und berührte kurz darauf tatsächlich ihren Rand. Ein muffig-feuchter Geruch schlug mir entgegen und hinterließ einen ekligen Geschmack an meinem Gaumen.

Widerwillig holte ich einmal tief Luft und hielt den Atem an, bevor ich mich erneut der Decke zuwandte. Es kostete mich eine Riesenüberwindung, mit meinen Lippen nach ihr zu tasten und meine Zähne in den kratzigen Filz zu schlagen. Nur die Verzweigung ließ mich zubeißen, so fest ich konnte.

Mit der Decke zwischen den Zähnen richtete ich meinen Oberkörper auf und zerrte sie mir über die rechte Schulter, wo ich sie mit dem Kinn festzuhalten versuchte. Natürlich rutschte sie weg, landete auf meinen Beinen – und das Spiel begann von vorn.

Ich brauchte vier Anläufe, bis die Decke endlich dort blieb, wo ich sie haben wollte. Danach war ich so fix und fertig, dass ich mich am liebsten gleich wieder der Länge nach auf den Boden gelegt hätte. Doch die ganze Aktion wäre umsonst gewesen, Anstrengung, Ekel und Übelkeit hätte ich mir sparen können, wenn ich diesem Drang jetzt nachgab.

Entschlossen klemmte ich das kratzige Teil zwischen Schulter und Kieferknochen ein und zwang mich, durch den Mund zu atmen. So verharrte ich eine Weile, bis ich wieder neue Kraft gesammelt hatte.

Denn nun kam das Schwierigste.

Obwohl ich sie mittlerweile kaum noch spürte, musste ich auf die Füße kommen. Und zwar, ohne die Decke gleich wieder zu verlieren.

Ich dachte an Jamie.

Für ihn würde ich es schaffen.

Ich zählte bis drei, dann richtete ich mich erneut vorsichtig auf.

Das Ganze geriet zu einer äußerst wackeligen Angelegenheit, denn auch das taube Gefühl in meinen Beinen hatte zugenommen. Ich drohte das Gleichgewicht zu verlieren und spannte reflexartig alle meine Muskeln an. Und schließlich, einige quälend lange keuchende Atemzüge später, gelang es mir tatsächlich, mit der Decke über der Schulter auf beiden Füßen zu stehen. Am ganzen Körper zitternd, wartete ich, bis das Leben in sie zurückgekehrt war, dann neigte ich den Oberkörper nach vorn und setzte mich langsam in Bewegung.

Schritt für Schritt schleppte ich mich durch die Dunkelheit, bis ich mit der Stirn gegen etwas Hartes stieß.

Eine Wand!

Obwohl mir das die letzte Gewissheit gab, dass man mich (vermutlich in irgendeinem Kellerraum auf dem Abbruchgelände) eingesperrt hatte, hätte ich am liebsten losgejubelt. Denn diese Wand eröffnete neue Möglichkeiten. Vielleicht gab es ein Fenster oder zumindest so etwas wie eine Öffnung nach draußen – und wenn es nur ein armseliges Mauselloch war!

Vorsichtig ließ ich mich seitlich gegen das harte Mauerwerk sinken, sodass ich mein Kinn endlich von der Decke lösen und meinen Kopf aufrichten konnte. Anschließend vollführte ich eine behutsame Vierteldrehung, presste meinen Rücken gegen die Wand und seufzte leise auf, als ich die raue Decke sowohl dort als auch an meinen Unterarmen spürte.

Doch schon im nächsten Moment kam die Ernüchterung.

Niemals würde ich dieses blöde Stinkding über beide Schultern ziehen, geschweige denn mich darin einhüllen können, solange meine Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren.

Verflucht! Verflucht! Verflucht!

Einige Sekunden lang rang ich mit mir, doch schließlich drückte ich mich von der Wand ab und ließ die Decke zu Boden fallen.

Nicht drüber nachdenken, Nara! Schau nach vorn!

Als Erstes wollte ich herausfinden, wie groß mein Verlies war und ob die Wände irgendwelche Unregelmäßigkeiten aufwiesen. Neben Fenstern, Durchgängen oder Löchern suchte ich vor allem nach scharfen Kanten oder Nägeln, an denen ich meine Fesseln durchtrennen konnte.

Und so bewegte ich mich langsam seitwärts an der Wand entlang und erforschte dabei mit meinen Fingern und dem Inneren meiner Arme die Beschaffenheit des Mauerwerks. Bis zur ersten Ecke, die ich nach sechs kleinen Schritten (geschätzt: anderthalb Meter) erreichte, fühlte es sich relativ gleichmäßig verputzt an. Unebene Stellen ertastete ich leider nicht.

Es dauerte nicht lange und ich hatte drei Wände abgelaufen. Jede einzelne maß circa drei Meter. Der Raum war demnach eher quadratisch als rechteckig. In der letzten Wand, das vermutete ich zumindest, würde sich wahrscheinlich eine Tür befinden. Und genauso war es. Kaum war ich um die nächste Ecke gebogen, ertastete ich eine kalte glatte Fläche. Die Tür war aus Stahl und schien normale Ausmaße zu haben. Es gab sogar einen Knauf, den ich nach Leibeskräften mit meinen Armen bearbeitete, der sich aber nicht einen Millimeter bewegen ließ.

Ein wenig mutlos tappte ich weiter bis zur letzten Ecke und schließlich wieder zur Decke. Dort blieb ich eine Weile stehen, errechnete die ungefähre Quadratmeterzahl (neun) und überlegte, ob ich den Raum durchqueren sollte.

Möglicherweise lagen nützliche Gegenstände auf dem Boden herum. Zum Beispiel Scherben.

Was, wenn du hineintrittst?

Und nicht nur das!

Es könnte auch so etwas wie eine Fallgrube geben. Oder ein Brett mit rostigen Nägeln.

Oder einen Becher mit Wasser.

Die einzige Ration, die er, sie oder sie für mich vorgesehen hatten.

Allein der Gedanke daran vergegenwärtigte mir, wie ausgetrocknet ich war. Wie pappig sich mein Gaumen anfühlte, wie spröde und gleichzeitig klebrig meine Lippen.

Scheiße! Scheiße! Scheiße!

Wie lange würde ich hier ausharren müssen?

Wann würde ich erfahren, was er (ob ich einen oder mehrere Peiniger hatte und ob es ein Mann oder eine Frau war, spielte im Moment sowieso keine Rolle) mit mir vorhatte – und was mit Jamie geschehen war?

Womöglich gab es noch einen Raum. Gleich nebenan. Und Jamie lehnte dort auf der anderen Seite genauso an der Wand wie ich. Ebenfalls bis auf die Unterhose ausgezogen und an den Händen gefesselt. Rücken an Rücken mit mir.

Wozu das Ganze?

Verdammt noch mal: WOZU?

Was hatte ER davon?

Ich legte den Kopf zurück und schloss die Augen. Und dann brüllte ich los: »Jamiieeee!«

Ich brüllte es, so laut ich konnte. Danach bekam ich einen Hustenanfall. Und zwar dermaßen heftig, dass meine Knie nachgaben, weil der Schmerz mir wieder den Rücken hinunterschoss und ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Ich kauerte am Boden, auf der zerknautschten Decke und hustete und heulte mir die Seele aus dem Leib.

Keine Ahnung, wie viel Zeit verstrichen war. Die Dunkelheit fraß den Anschein jeglicher Orientierung einfach so weg.

Irgendwann ließ das Kratzen und Jucken im Hals nach und meine Bronchien beruhigten sich. Der Durst war jetzt allerdings noch

viel schlimmer. Wenn hier irgendwo etwas zu trinken für mich war, musste ich es finden.

Steh auf, Nara!

Mit der Wand im Rücken, an der ich meine Schultern abstützen konnte, kostete es mich vergleichsweise wenig Mühe.

Noch wichtiger aber war, dass ich einen Plan hatte. Eine Aufgabe, die meine ganze Konzentration erforderte und mich wenigstens eine Zeit lang beschäftigen würde.



Ich versuchte, überlegt und strukturiert vorzugehen.

Wenn der Raum quadratisch war, maß auch der Abstand zwischen zwei einander gegenüberliegenden Wänden ungefähr drei Meter. Das waren drei große Schritte, vier bis fünf normale und sechs bis sieben kleine.

Ich begann in einer Ecke. Damit ich nichts umstieß, hob ich meine Füße nicht an, sondern schob sie nur sehr vorsichtig eine kleine Schrittlänge über den Boden. Sobald ich auf der anderen Seite ankam, drehte ich mich auf der Stelle um, rückte ein wenig nach links und durchquerte den Raum erneut. Auf diese Weise schritt ich das gesamte Verlies ab – allerdings ohne etwas zu finden.

Der Boden unter meinen Füßen war glatt und kalt und sauber. Es gab keine Scherbe, keinen Nagel, zum Glück keine Falltür – aber auch keinen Becher oder eine Flasche voller Wasser.

Was für eine RIESENSCHEISSE!

Völlig frustriert ließ ich mich in der letzten Ecke herunterrutschen, als ich ein leises Britzeln vernahm.

Strom!

Im nächsten Moment leuchtete über mir ein Licht auf und schickte einen kalten weißen Kegel in den Raum.

Ungefähr in der Mitte des Bodens lag ein Apfel.

Verdammt! Wie hatte ich den nur »übersehen« können?

Ich schoss geradezu in den Stand zurück. Dabei stieß ich mit meinem Arm an die Wand und scheuerte mir den Ellenbogen auf. Aber das war mir egal.

Alles, was ich wollte, war der Apfel.

Mit zwei Schritten war ich bei ihm. Ich sank vor ihm auf die Knie, beugte mich hinunter und schlug meine Zähne in das knackig frische Fruchtfleisch.

Im selben Moment ging das Licht wieder aus.